

Uwe Jean Heuser

Ökonomie des Glücks

»You can't always get what you want.
But if you try sometimes you might find you get what you need.«

Sir Michael Jagger, 1969
(Ex-Student der Wirtschaftswissenschaften und Rockmusiker)

Wer hätte gedacht, dass die Ökonomen zu einem ihrer Ursprünge aus dem 19. Jahrhundert zurückkehren würden – zur Erforschung dessen, was uns glücklich macht? So schön hatte ihre Disziplin diese Frage verschwinden lassen können unter einem radikal subjektiven Nutzenkonzept. Was immer wir wählen, so sagt diese Theorie, zeigt, was besonders stark zu unserem Glück beiträgt.

Man könnte die Theorie als Ausdruck absoluten Vertrauens in die Menschen beschreiben – oder angesichts ihrer offensichtlichen Defizite auch als wirklichkeitsfern. Jedenfalls zeigen Verhaltensökonominnen nunmehr seit Jahrzehnten mit empirischen, experimentellen und neurowissenschaftlichen Mitteln, dass Menschen keineswegs immer das wählen, was im Sinne ihres erlebten Nutzens oder auch des vorgestellten Nutzens optimal wäre.

Bye, bye, homo oeconomicus, winken diese Forscher. Und mit ihnen ist der Weg zur Glücksforschung nicht mehr weit. Diese wirkt auf den ersten Blick merkwürdig widersprüchlich. Einerseits erklärt sie, die Menschen sollten sich mitunter vom Materiellen entfernen. Und andererseits zeigt sie, dass die Zufriedenheit vor allem in Ländern mit viel wirtschaftlichem Freiraum, viel Arbeit und Wohlstandswachstum zu Hause ist. Und tatsächlich ist die Glücksökonomie im Vergleich zur klassischen Wirtschaftsbetrachtung weniger materialistisch, weil sie Beziehungen und Aktivitäten im Vergleich zu Produkten eher betont und ihnen einen ökonomischen Wert beimisst. Doch sie ist deswegen nicht antikapitalistisch. Die Menschen brauchen anscheinend die Freiheit zum Wettbewerb und zur Leistung – aber worin die Wertschöpfung besteht, ist eben offen.

In dieser Überlegung liegt ein Poten-



Uwe Jean Heuser

(* 1961) ist Redakteur der Wochenzeitung *DIE ZEIT*, wo er das Wirtschaftsressort leitet. Im *Campus-Verlag* erschien zuletzt: *Was aus Deutschland werden soll. Der Auftrag an die Wirtschaftspolitik.*

uwe.heuser@zeit.de

zial: Ein veränderter Kapitalismus wird vorstellbar, glücksaufgeklärt sozusagen. Er ist nicht weicher als der alte, auch nicht von staatlichen Regeln und Verboten durchzogen, aber doch besser darin, unter den heutigen wirtschaftlichen Bedingungen Zufriedenheit zu erzeugen. Er ist, mit einem Wort, effizienter.

Felix und Felicitas

Nennen wir sie Felix und Felicitas. Sie warten hintereinander an der Kasse eines Ladens. Felix sieht glänzend aus, sein Porsche steht vor der Tür, sein großes Haus vor den Toren der Stadt, er verdient ein Heidengeld, macht Urlaub auf den Malediven. Felicitas, gleich alt, gleich gesund und durchschnittlich attraktiv, ist mit ihrem Fahrrad da. Sie wohnt drei Straßen weiter in einer Zweizimmerwohnung. Ihr Gehalt reicht nicht für ein Auto, der vergangene Urlaub führte sie nach Mallorca. Wer von beiden ist zu-

friedener? Soviel lässt sich sagen: Dass Felix der Gewinner in der Lebenslotterie ist, ist gar nicht sonderlich wahrscheinlich. Die erwähnten Habenposten könnten so schnell aufgehoben werden – etwa dadurch, dass Felix jeden Tag eine Stunde pendeln muss oder er keine Frohnatur ist.

Nicht dass man jeder Glücksstudie glauben soll, aber in ihrer riesigen Summe ergeben die Forschungen ein Bild. Tatsächlich freut es die Menschen auch in reichen Ländern, wenn sie wirtschaftlich vorankommen. Viele wollen dahin, wo Felix ist. Doch tun sie dann einen Sprung, schwindet das Glück bald wieder. Wenn man Bürger fragt, wie viel Geld ihnen noch zur Zufriedenheit fehlt, nennt der Durchschnitt ein gutes Drittel mehr, als er gerade hat – ziemlich egal, wie viel er gerade hat.

Geraten Menschen also in eine Tretmühle des Glücks? Jedenfalls entgehen sie nur schwer der Tendenz, die Dinge relativ zu früher und relativ zu anderen zu bewerten. Wer nach oben kommt, erlebt früher oder später eine Gefühlsnivellierung. Ist das Gewöhnung? Nicht unbedingt, sagen neue Studien und weisen nach: Wenn das Einkommen anzieht, scheinen viele Menschen ihre Zeit nicht stärker für Aktivitäten zu nutzen, die positives Empfinden auslösen. Sie könnten vielleicht dauerhaft zufriedener werden, setzen aber ihre neuen Ressourcen nicht auf die bestmögliche Art ein. Und so bleibt vor allem diese Erkenntnis: Wenn es stimmt, dass Ökonomie die Kunst ist, das Beste aus unserem Leben zu machen (George Bernard Shaw), dann sind die meisten Menschen heute nicht sonderlich ökonomisch.

Wovon wollen wir mehr?

Sich einfach abwenden von der Wohlstandsgesellschaft ist demnach auch kein Rezept. Nicht nur das Anpassende, sondern auch das Vergleichende gehört zur Natur: Zufrieden ist der Mensch vor allem,

wenn er mehr erreicht als andere, und davon können sich nur die wenigsten befreien, und auch die nie ganz. Die Frage, die uns die ökonomische Glücksforschung stellt, ist deshalb nicht, ob wir mehr wollen, ihre Frage ist: mehr wovon? Und diese Frage kommt zur rechten Zeit. Die langfristigen Lebensentscheidungen, die vielen Optionen für Konsumenten und Sparer, die moderne Arbeitswelt: Nie gab es soviel Raum zum Wählen. Man muss kein blinder Optimist sein, um zu sagen, dass Einsichten in die Muster, wie Menschen nach Zufriedenheit streben, ihnen einen Lernprozess ermöglichen könnten.

Wo die Glücksforschung die kollektive und politische Ebene erreicht, spätestens da ist der Ideologiekampf allerdings nicht fern. Heute wird denn auch um die Interpretation der Glücksforschung von links und rechts gerungen.

Kleine Inselstaaten scheinen in internationalen Vergleichen generell das Glück mehr gepachtet zu haben als der Rest der Welt. Dort melden die Bewohner mehr Zufriedenheit und sie leben länger. Kein Wunder, in den vergleichsweise homogenen Gesellschaften können sich stabile Gemeinschaften gut entwickeln. Traditionell zwingt schon die Natur die Einheimischen dazu, sich gegenseitig zu helfen und ein Interesse am Ganzen zu entwickeln. Zudem ist der Optionsraum begrenzt, und das nicht nur regional. Viele Reize der großstädtischen Konsumkultur kommen gar nicht erst auf.

Ein Rezept für andere Nationen ist das nicht. Man stelle sich nur vor, man wollte den Bürgern Europas ihre Konsum- und Reiseoptionen nehmen. Insolverhältnisse woanders herstellen zu wollen, verbietet schon die Verlustangst der Menschen: Ob Menschen etwas nie hatten oder man es ihnen wegnehmen will, sind zwei gänzlich verschiedene Vorgänge. Wenn schon, können Europäer also eher etwas von den eigenen Nachbarländern lernen wie etwa von Dänemark, dessen Bürger unter den

Industrieländern die höchste Zufriedenheit gemeldet haben.

Kleines Paradies Dänemark

Was ist dann das spezielle Etwas dieser kleinen Nation? In jedem Fall haben die Menschen dort Zeit gehabt, um ihr System zu entwickeln. Im Jahr 1899 schon beschloss der Arbeitgeber und Gewerkschaften, den Arbeitsmarkt allein zu regulieren, durch direkte Absprachen. Folglich gibt es praktisch kein Arbeitsrecht, sondern vor allem das Mit- und Gegeneinander der Tarifpartner. 80 % der Dänen sind denn auch in einer Gewerkschaft. Dänemark ist ein extremes Modell der Vereinigung von Marktwirtschaft und starkem Staat, der höchste Steuern und sogar Luxussteuern aufrechterhält. Es funktioniert vor allem, weil die Gesellschaft vergleichsweise homogen ist – von der Bildung wie von ökonomischen Grundeinstellungen her gesehen. Besonders strenge Einwanderungsgesetze sorgen dafür, dass fast nur solche Ausländer ins

Land kommen, die der Wirtschaft von Nutzen sind. Dass Dänemark sein kleines Paradies nach außen abschirmt, zeigt: Der Zufriedenheitserfolg lässt sich nicht einfach nachbilden. Zudem stützt sich das System auf eine Reihe wichtiger Traditionen.

Eine Volkswirtschaft ist das Ergebnis von Entwicklungsprozessen. Die beeinflussen nicht nur, wie zufrieden Bürger sind, sondern auch, was ihre Zufriedenheit bestimmt. Darin liegt eine erhebliche Eigendynamik. Jedes Land gerät durch sie auf einen eigenen Pfad und kann als Ganzes wohl nur auf eigene, auch kulturell geprägte Façon zufriedener werden.

Andere Länder, andere Werte und Historien: Wehe, ein gleichheitsorientiertes Land wie Schweden lässt seine Verteilung auf einmal kräftig entgleisen. Insgesamt ist Europa weniger angetan von Ungleichheit und von großen wirtschaftlichen Risiken als etwa die USA. Folglich ist das Kosten-Nutzen-Kalkül von Staat zu Staat unterschiedlich. Wenn etwa die Aversion gegen wirtschaftliche Risiken in einem Land größer ist als in einem anderen, sollte die

Wirtschafts- und Sozialpolitik das demnach berücksichtigen. Ein Grund mehr, warum ein Land nicht wie im Supermarkt zwischen verschiedenen Reformmodellen auf der Welt wählen kann.

Dem Einzelnen Raum schaffen

Jeder für sich – und doch gibt es Gemeinsamkeiten von Ländern, die Zufriedenheit stiften. Erstens, so sagen Forscher, beschäftigten sie sich mehr als andere mit dem Nationenglück. Sie versuchen eher als andere, das Wohlergehen ihrer Bürger und die Nachhaltigkeit der Entwicklung zu messen und in öffentliche Entscheidungen einzubeziehen. Man könnte sagen: Sie beweisen einen größeren Gestaltungsmut.

Das passt zu einem zweiten Ergebnis: Mehr Zufriedenheit entsteht, wenn Länder dem Einzelnen Raum schaffen, um seine Zufriedenheit zu vermehren. Sie lassen schnelle Veränderung zu und zementieren keine Besitzstände. Gleichwohl kommen

sie den Fairnessvorstellungen ihrer Bürger entgegen und modernisieren ihre Sozialsysteme im Einklang mit der ökonomischen Leistungsfähigkeit.

Die Pointe der Glücksforschung ist daher auch nicht links oder rechts, sie ist etwas komplexer: Wachstum unterstützt glücksfördernde Phänomene wie die Toleranz, die gesellschaftliche Freiheit und die Chancen auf soziale Mobilität. Die Innovationsfähigkeit nimmt zu, und das heißt: die Möglichkeit, sauberer und effizienter zu wirtschaften. Doch auch wenn ein Land Wachstum und Wohlstand verfolgt, hat es enorme Wahlmöglichkeiten, vermag es eine eigene Mischung von Flexibilität und Sicherheit am Arbeitsmarkt zu entwickeln. Die glücklicheren Länder sind dann diejenigen, in denen man die eigenen Freiheitsgrade wahrnimmt und ausschöpft. Solche Gesellschaften verbreiten den Eindruck, das wirtschaftliche Schicksal selbst zu beeinflussen. Man kann sich gut vorstellen, dass dort zu leben die Zufriedenheit hebt.

Bill Kerry

Glück, Wohlergehen und Gleichheit

»Die Lösung von Problemen, die durch Ungleichheit verursacht werden, ist keine Psychotherapie der Massen, die das Ziel hat, alle weniger angreifbar zu machen. Die beste Reaktion auf den Schaden, den ein hohes Maß an Ungleichheit ange richtet hat, ist die Verringerung von Ungleichheit.«

Bill Kerry

(* 1965) ist Mitbegründer und Sprecher der parteiunabhängigen Organisation *The Equality Trust*, die sich vorrangig für die Reduzierung von Einkommensungleichheit einsetzt. Weitere Informationen unter: www.equalitytrust.org.uk

bill.kerry@equalitytrust.org.uk



worden. Manche sprechen sogar von einer »Glücksindustrie«. Interessanter ist vielleicht die Frage, warum das so ist. Warum sind wir in der entwickelten Welt, in der die wesentlichen Bedürfnisse der großen Mehrheit befriedigt sind, so zwanghaft mit der Frage des Glücks beschäftigt? Die Antwort ist klar. Unser hohes Niveau an materieller Versorgung steht in keinem Verhältnis mehr zu unserem Empfinden des Glücks oder des Wohlergehens.

Über das Thema Glück ist in den letzten 15 Jahren viel geschrieben und diskutiert